

Heilige Berge [Fortsetzung]

Autor(en): **Renker, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **38 (1948)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633283>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

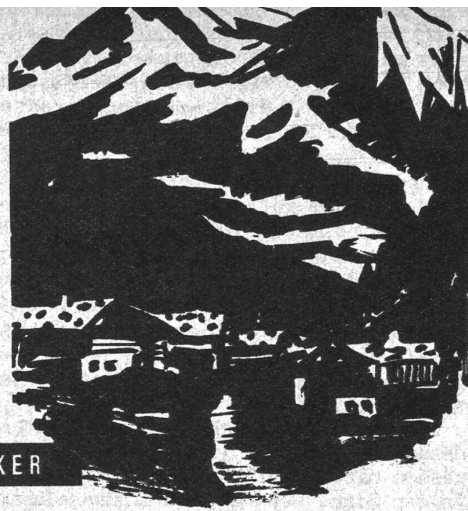
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heilige Berge

EIN ALPENROMAN VON GUSTAV RENKER



3. Fortsetzung

"Hier esse ich - stets allein, denn der schmatzende Schlingel verdirbt mir die Lust an den Speisen - sie kocht nämlich gut, die hübsche Frau Rita. Und jetzt sollen Sie mein Tischgenosse sein."

Lauener verbeugte sich stumm. Er wäre, alter Junggesellengewohnheit getreu, lieber allein zu Tische gesessen, ein gutes Buch vor sich und so in körperliches und geistiges Geniessen vertieft. Aber er konnte sich gegen diesen Wunsch seines Chefs, der ihm damit ein Zeichen von Vertraulichkeit und persönlichem Nahestehen gab, nicht sperren.

Aus dem oberen Stockwerk des Hauses stampften schwere Schritte die Treppe nieder. Im Rahmen der Türe erschien eine grosse, breitschultrige Gestalt, auf der ein verhältnismässig kleiner Kopf mit scharf ausgeprägten, fast hässlichen Zügen sass. Den Schädel bedeckte kraus gelocktes, schwarzes Haar.

"Ich bringe Ihnen noch einen Pensionär, Feltrinelli! Unser neuer Ingenieur, Herr Lauener, wird mit mir essen."

Das Gesicht des grossen Mannes wies nicht den kleinsten Schimmer von Lebenswürdigkeit auf, als er näher trat. Es schien Lauener im Gegenteil, als husche ein Schatten von Aerger über die spitzen Züge, als der Werkmeister den neuen Gast sah. Immerhin trat er einige Schritte näher und reichte dem Ingenieur die Hand. "Viel Auswahl haben wir nicht, aber satt können Sie werden."

Die Stimme klang sehr hell, in einem fast komischen Gegensatz zu der langen Gestalt. Die Frau des Mannes, die nun auch eintrat, die dampfende Suppenterrine in der Hand, nickte zu der Erklärung Hügglis und holte ein zweites Besteck. Sie war von schlankem, mädchenhaftem Wuchs und hatte ein Gesicht, auf dem unter der Sonne der Liebe reiche Blumen der Innigkeit aufblühen konnten. Um die Mundwinkel aber zuckte es wie ein stets verhaltenes Weinen. Es gehörte keine grosse Menschenkenntnis dazu, um zu wissen, dass der Lebenspfad dieses jungen, etwa erst zwanzig Jahre alten Weibes nicht mit Rosen umkränzt sei.

Die beiden Feltrinellis verschwanden bald wieder, und nur die Frau erschien noch einmal, um das Hauptgericht aufzutragen. Lauener war mit der Speisenfolge, die in italienischer Art gekocht war, wohl zufrieden und fand sie in gutem Verhältnis zu dem Preise, den ihm Hügglis nannte. Dieser ass sehr hastig, sprach dabei bald von diesem, bald von

jenem und erhob sich, als er noch den letzten Bissen im Munde hin und her schob.

"Ich habe es eilig. Ich habe es immer eilig. Sie können Ihre Mittagszeit von zwölf bis zwei voll geniessen. Wir treffen uns dann in meinem Büro und gehen nachmittags zur Baustelle hinauf."

Er grüßte noch einmal flüchtig und schoss zur Türe hinaus. Lauener rückte seinen Stuhl an das Fenster, zündete seine Mittagszigarre an und begann in einem mitgebrachten Buche zu lesen.

Nach einer Zeit trat Feltrinelli ein. Er sah verwundert auf den einsam lesenden Gast, ging einige Male im Zimmer auf und nieder und blieb dann vor Lauener stehen.

"Hat Ihnen das Essen geschmeckt?" fragte er plötzlich in ziemlich schroffem Tone.

Lauener sah erstaunt auf. "Gewiss! Ist es Ihnen etwa unangenehm, wenn ich länger hier bleibe?"

Der andere lachte scharf. "Keineswegs! In einem Wirtshaus kann man doch sitzenbleiben, solange man will."

"Ich betrachte Ihr Heim nicht als Wirtshaus. Ich bin Ihnen im Gegenteil sehr dankbar für die Gastfreundschaft. Bei den Preisen, die mir Herr Hügglis nannte, verdienen Sie gewiss nicht viel. Und was sollten wir Junggesellen in diesem wilden Tal beginnen, wenn wir nicht ein nettes Heim fänden?"

Das schien den Italiener zu versöhnen. Er zog einen Sessel heran und liess sich neben Lauener nieder.

"Eigentlich ist es ja auch so - wir haben es natürlich nicht nötig, eine Auskocherei zu errichten. Aber der Herr Hügglis tat uns leid, wie er so allein auf einem Kochapparat seine Mahlzeit richtete. Und da meinte meine Frau - nein, wir brauchen es eben nicht -"

Eine kleine, feine Hand legte sich auf seine Schulter, und eine mattverschleierte, dunkle Altstimme sagte: "Lass das. Tonio! Wir brauchen es doch. Es ist doch keine Schande, wenn man arm ist. Nicht wahr, Herr?"

Lauener sprang eiligst auf, um der Frau seinen Sessel anzubieten. Aber sie dankte mit einem leichten Nicken des Kopfes und blieb am Fenster stehen, so dass sich ihr feines Profil vom lichten Himmel scharf abhob. In Tonio Feltrinellis dunklen Augen glomm mit einem Male eine flammende Welle von Innigkeit auf; er musste dieses junge Weib, das so gaf

nicht zur Grobschlächtigkeit seines Wesens passte, sehr liebhaben. Leise tastete er nach ihrer Hand und umschloss sie mit seinen derben, knöchigen Fingern. Dann wandte er sich wieder zu Lauener.

"Ich bin nämlich Künstler, Herr Ingenieur. Werkmeister wurde ich nur, weil wir doch auch essen mussten. Sie ist ja so zart und war lange kränklich." Die Finger liefen leise streichelnd über die mattweisse Frauenhand. "Zuerst lebte ich ganz meiner Kunst, nur ihr. Ich bin Bildhauer. Wissen Sie, wie das Hämmern und Schlagen einer Hand tut, die feine, zarte Formen schuf? Aber die Hand ist hart geworden, sehr hart. So hatten wir schliesslich zu essen. Waren aber noch Schulden da von früher - die mussten abgearbeitet werden -"

"Warum erzählst du das dem Herrn Ingenieur? Es mag ihm wohl nicht interessieren. Nein, sagen Sie nichts. Sie sind Tonios Vorgesetzter und haben von ihm seine Arbeit zu verlangen. Seine Kunst gehörte ihm allein, nicht einmal mir."

"Ja, ich bin Künstler", wiederholte der Mann, als spräche er zu sich selbst. "Es haben viele eine neue Welt gesehen, die meine Bildwerke betrachteten. Aber dann kam die Not dazwischen. Und noch etwas - der widerliche Beifall. Ich hasse den Beifall. Er sagt, dass wir etwas Gewöhnliches schufen, das die kleinen Hirne leicht auffassen. Und wo sie begreifen, dort langen sie nach uns und reissen ein Stück nach dem anderen von unserem Heiligsten."

"Tonio!" mahnte die Frau leise. Des Werkmeisters Augen waren ganz gross und unruhig flammend geworden. Eine unheimliche Erregung lag über dem seltsamen Menschen, ein Fanatismus, dessen Glut erst im Entstehen begriffen schien.

"Ja", fuhr er fort, "so tasten sie mit ihren unverschämten Händen nach mir und glauben, der Beifall könne alles bezahlen. Da bin ich meine eigenen Wege gegangen, ganz eigene - dort kann mir keiner vom Herdenvieh nachlaufen. Und hier arbeite ich - stets zu Ihren Diensten, Herr Ingenieur, Ihr ergebener Werkmeister Tonio Feltrinelli."

Er lachte grell, fast kreischend auf. Dem jungen Lauener wurde bei dieser Sprache unbehaglich. Er empfand, dass hier ein dunkles Schicksal herrsche, das er nicht mit Worten aufhellen könne. Vielleicht war dieses Schicksal überhaupt nur für die zwei Menschen lösbar, die sich in das einsame Tal von Alpmatten als Werkmeister und Wirtin verirrt hatten.

"Sie müssen mir etwas von Ihren Arbeiten zeigen", bat er, mehr nach Verlegenheitsworten suchend, als einem Wunsch folgend.

Feltrinelli sah ihn gross an. "Wir werden sehen - vielleicht." Und schritt rasch zur Türe hinaus.

Als sich Lauener zum Gehen rüstete, stand jäh Frau Rita vor ihm. "Haben Sie Geduld mit ihm - er ist brav und fleissig." Walter nickte ihr freundlich zu und trat aus dem Hause.

Langsam fasste das Wesen Walter Laueners in der neuen Erde Wurzeln.

Er war ein Mensch, der durch eine harte Schule gegangen war. Denn seine Ju-

gend war nach des Vaters Tode nicht leicht gewesen. Wohl hatte ein kleines Erbteil geholfen, ihn vor schlimmster Not zu bewahren, aber der lebendige, rasche Funke der Phantasie und des Idealismus, den er von der Mutter bekommen hatte, war im Kampfe um Brot und Beruf vom Alltag erstickt worden, vielleicht aus Mangel an Zündstoff, an dem er aufs neue zur heiligen Flamme hätte aufstrahlen können. Und als die Mutter gestorben war, schien er völlig erloschen. Sie starb wie ein froher Mitternachtsstraum, erwartungsvoll und wünschelang. Eben hatte sie noch zu ihrem Buben davon gesprochen, dass sie nun fest sparen und sich ein Häuschen irgendwo im Freien bauen wollten. Ein Häuschen mit einem Garten davor und Rankrosen um die Fenster. Auf einer Anhöhe sollte es liegen, und Walters Zimmer sollte so gestellt sein, dass ihm morgens die Sonne auf das Bett scheine. Dann hatte sie das Haupt gesenkt, als ob sie den Gedanken weiterträumen wollte. Und hatte nicht mehr geantwortet, als der Bursche sie anrief. "Herzschlag", sagte der Arzt.

Walters Weg war dann gleichförmig und streng gewesen. Nicht Überhart, wie der Pfad Ringender, die hungrig zu Bette gehen. Aber ohne Milde. Es konnte sein, dass die Mutterphantasie darüber gestorben war. Walter wenigstens fühlte nichts mehr davon lebendig, als die langen Jahre des Studiums zu Ende waren. Er freute sich – gewiss, er freute sich über das und jenes: gemütliche Abende mit Studienkollegen, ein bisschen Musik und Theater, hie und da einen Bummel in heiterer Gesellschaft ins Freie. Aber seine Freude musste immer erst durch das Medium Mensch gehen; unmittelbar ergriff ihn höchstens ein wissenschaftliches Problem seines Faches.

Er war kühl und klug geworden, ein wenig trocken sogar in pedantischer Gelehrsamkeit und geregelter Lebensführung. Und fühlte sich wohl dabei.

Erst hier, im Tale von Alpmatten, überkam ihn nach wenigen Tagen ein leichtes Missbehagen. Die Einsamkeit begann ihn, der die grosse Stadt gewöhnt war, unruhig zu machen; nach Jahren wieder begann er zu suchen, ohne ein Ziel vor Augen zu haben, ohne vielleicht selbst zu wissen, dass er suche. Die Menschen um ihn wurden zu Schrauben und Rädern seiner Berufsmaschine und gehörten zu seinem Tagaus-Tagein wie Sonnenaufgang und -untergang. Die gesprächige Frau Mattner mit dem Morgenkaffee, der geschäftlich begrenzte Hügli, der mit verbissenem Trotz schaffende Feltrinelli und die schweigsame Frau Rita, die mittags und abends die Speisen auftrug. Das alles zog gleichförmig wie das Ticken einer Uhr vom Morgen bis zum Abend an ihm vorbei. Am Abend aber, wenn er allein in seiner Kammer sass, leuchtete durch die Nacht das Lichtlein von Maria-Schnee.

Und das, so regelmässig es auch jede Nacht kam und ging, war die rauschende, geheimnisvolle Welle in dem gleichförmigen Wasserspiegel der Tage. Dem jungen Mann, der es allnächtig aus seiner Talferne und Menschenentrücktheit niederflimmern sah, dünkte es wie das Licht des Märchens, von dem ihm dereinst seine Mutter erzählt hatte. Ein Kind hatte

sich im finstern Wald verirrt, stundenlang, nur das Echo und das Baumrauschen ging mit ihm, und am Himmel kroch der Mond hin und schnitt närrische Gesichter. Da sah es ein Licht, aus grosser Ferne durch Finsternis und Wildnis rufend ein Licht. Es lief, lief über Steine und Wurzeln, Aeste peitschten ihm ins Gesicht, und aufgeschreckte Waldvögel schlugen es mit ihren Schwingen. Es lief und fiel, schlug sich blutig, hob sich wieder und kam endlich zu dem Licht. Und dort sah es – ja, was es sah, das hatte Walter vergessen. Aber mochte es ein Kristallpalast sein oder der Herd eines Köhlers – das Neue war es sicher, das Nieerlebte.

Also war das Märchen seiner Mutter, dessen Schluss der junge Ingenieur vergessen hatte. Und dieses Märchen kam ihm in den Sinn, wenn er nachts das einsame Licht von Maria-Schnee sah.

Der zweite Sonntag war es seit seiner Ankunft in Alpmatten. Da ging Walter Lauener den Weg, den ihm das Licht gewiesen hatte.

Es war ein Morgen, der tauklar über die Grate gestiegen war. Im Dorfe war es still, denn alles Volk sass in der Morgenmesse, und fromme Lieder zogen feierlich über dem Rauschen des Baches hin. Auch im Barackendorfe war noch alles ruhig. Die Samstagnacht war stets ein wenig toll, denn in ihr vertranken die Arbeiter den grössten Teil dessen, was sie wochentags verdient hatten. Da schliefen sie dann bis in den hohen Tag hinein, und nur etliche Kinder balgten sich auf den schmutzigen, stets nassen Wegen der Kolonie.

Weiter oben, wo die Felswände des Langgrätli ganz nahe an den Bach herantreten und kurz vor der Schluchtengänge noch eine im wilden Gestein verlorene Matte lag, traf er Rita Feltrinelli. Sie sass an einem kleinen, aus einer Felsmulde niederrieselnden Wasserfaden, hielt darin eine Faust voll Blumen versenkt, so dass sie kühlend vom Wasser überströmt wurden, und sah weitgeöffneten Auges, wie in einen ferne verfliegenden Gedanken verloren, vor sich hin. Als sie den Schritt des Ingenieurs hörte, zuckte sie zusammen und hob mit rascher Bewegung die Blumen aus dem Quell.

"Jetzt haben Sie sie verscheucht", meinte sie leichthin, als wollte sie das Ungewohnte des Augenblicks überbrücken. "Dort drüben unter der Langgrätli fluh haben zwei Mummeltiere gespielt. Das war so lieb – sie versteckten sich, suchten sich, haschten einander und machten Männchen."

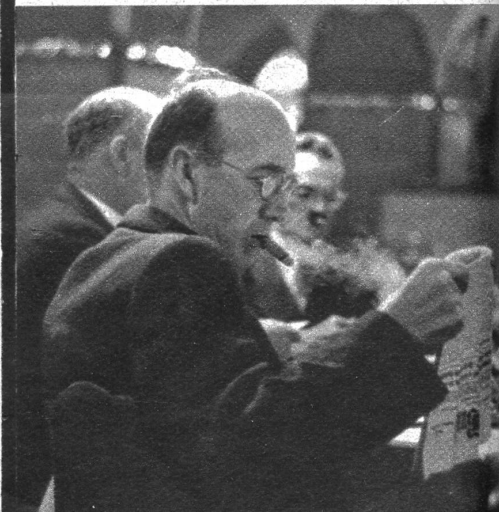
Walter sah sie wortlos an. Sie sass in einem weissen Kleide inmitten der Bergblumenwiese, und ihr dunkles Haar wellte gelöst die Schultern hinab, sank nieder zu den Gräsern und verwuchs scheinbar mit ihnen. Walter bemerkte mit einem Male, dass Rita Feltrinelli ein feines, überaus liebliches Gesicht hatte, dessen dunkle Augen seltsam aus der lichten Hautfarbe brannten.

Auch sie sah ihn an, und es war eine vergessene, süsse Versunkenheit um beide.

Plötzlich sprang die Frau auf, liess das Büschlein Blumen fallen und raffte die Haare mit einer gewandten Bewegung

Wenn jeweils die Session der eidgenössischen Räte begonnen hat, herrscht bald auch in der Bundesstadt wieder eine eigene Atmosphäre. Ich meine dabei nicht die mehr oder weniger gespannte Atmosphäre der Partei – oder Staatspolitik, sondern jene friedlichere, jene gemütliche des Altüberlieferten, die einem jedesmal wieder vertraut anmutet: wenn nach Schluss der Sitzungen die Räte sich abends in ihren Cafés und Stammlokalen einfinden, um miteinander zu diskutieren oder bei einem guten Glase ihren obligaten Jass zu klopfen – ein Bild, das zur Bundesstadt gehört und immer gehören wird, denn jeder Nationalrat hat während den Sessionswochen ein bestimmtes Hotel oder seinen Gasthof, in dem er sich niederlässt und an dessen Adresse ihm auch seine Post zugestellt wird. Wenn diese Männer abends in einer gemütlichen Ecke zusammensitzen, so ist das nichts Zufälliges, wie «Uneingeweihte» glauben mögen. Nach ungeschriebenen Gesetzen hat jeder hier seinen Tisch und setzt sich immer wieder an seinen altgewohnten Platz, gleich als wäre er im Nationalratssaal. Wahrlich, im tieferen Sinne betrachtet, ein Zeichen der Bodenständigkeit und Festigkeit echter Demokratie. Oft kommt es vor, dass nach hitziger, unbeeindeter Debatte im Ratssaale die Angelegenheit in stillerer Atmosphäre weiterbesprochen wird, manchmal bis tief in die Nachtstunden hinein, und es darf ruhig behauptet werden, dass die Herren Nationalräte in ihrer Stammecke nicht weniger politische, wirtschaftliche und soziale Probleme wälzen, als wenn sie im Ratssessel sitzen. In ungezwungener, spontaner Aussprache wird hier nicht unwesentliche Vorarbeit geleistet. Deshalb: Auch hier wird Politik gemacht.

—ep—



Während seine Kollegen dem Jass obliegen, studiert Nationalrat Ernst Herzog (Direktor der allgemeinen Konsumvereine Basel) rasch die Zeitung. Als Sozialdemokrat im Parteilokal die freisinnige Presse studieren, das ist Demokratie!

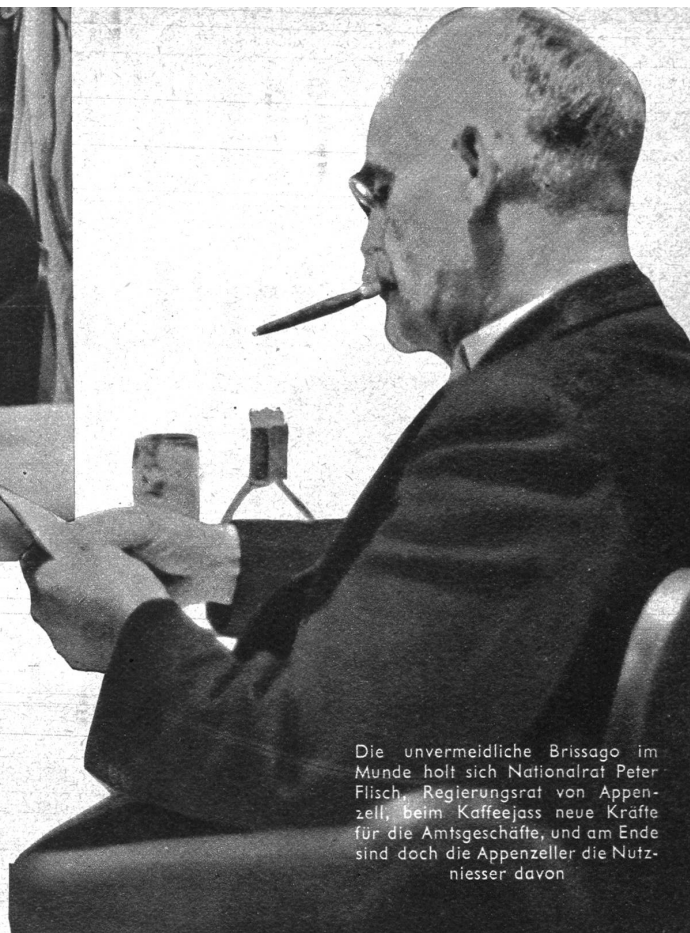
zu einem Knoten zusammen. "Was werden Sie denken – ich sitze da in der Wiese wie ein ungekämmtes Kind."

"Wie eine Bergblumenfee am Sonntagmorgen", antwortete er gedankenlos, doch kam ihm sofort zum Bewusstsein, dass das junge Weib das als plumpe Schmeichelei aufnehmen musste. Der Vergleich entsprach aber den Gedanken, die das Bild in ihm ausgelöst hatte.

Sie trat einen Schritt zurück und sprach, während sie ihr Haar ordnete, mit sehr ruhiger Stimme: "Ich hole mir



In dieser vorgerückten Nachtstunde sind fast keine Gäste mehr im Restaurant; doch unermüdlich sitzen diese vier Nationalräte hinter den Karten. Nach des Tages Last ist ihnen dieser Hock wohl zu gönnen



Die unvermeidliche Brissago im Munde holt sich Nationalrat Peter Flisch, Regierungsrat von Appenzell, beim Kaffeejass neue Kräfte für die Amtsgeschäfte, und am Ende sind doch die Appenzeller die Nutzniesser davon

Auch hier wird Politik gemacht

Bildbericht Ed. Probst, Bern



Der neue Baudirektor des Kantons Bern, Samuel Brawand, sieht sich einer kritischen Situation gegenüber. Da heisst es auf die Zähne beißen und seinen Mann stellen - nicht nur hier beim Spiel, sondern auch im Amte als Politiker



Dass es in Bern im Café Ringgenberg „Gnagi“ gibt, wie sonst nirgendswo, das wissen auch die Herren Nationalräte und nach einem währschaffen Gnagi noch ein guter Veltliner, dann ist man guter Laune. Von links nach rechts: Nationalrat und Regierungsrat Jakob Kägi, Zürich, Nationalrat Friedrich Schneider, Basel, Nationalrat Otto Höppli, Thurgau, (Rückenansicht) Nationalrat Jacques Schmid, Solothurn

hier an jedem Sonntagmorgen einen Strauss Bergblumen für den Frühstückstisch. Tonio hat es gerne, wenn es sonntags etwas festlich aussieht."

"Herr Feltrinelli ruht sich wohl auch noch vom Samstagvergnügen aus?"

Lauener wusste nicht, was ihm plötzlich diese ironischen Worte, die Ritas Gatten in die Reihen der Samstag feiernden Arbeiter wiesen, abgezwungen hatte. Aber die Frau schien den Doppelklang dieser Aeusserung gar nicht gehört zu haben.

Sie nickte: "Ja, Tonio schläft sonntags lange. Denn in der Samstagnacht sitzt er in seiner Kammer oben und arbeitet. Oft, wenn ich gegen Morgen erwache, gehen seine Schritte über mir noch ruhelos auf und ab."

"Warum holen Sie ihn da nicht zu sich?"

Die Frage klang brutal und unzweideutig; es lag ein Lauener selbst kaum bewusster Hass gegen den Mann darin, der diese Frau besass und, wenn er wollte, zu ihr nur eine Treppe tiefer zu gehen

brauchte.

Sie sah ihn ruhig an, als verstünde sie den Sinn seiner Worte nicht. "Es darf ihn niemand stören, ja, niemand sein Zimmer betreten. Er räumt auch alles selbst auf - ich bin selten oben gewesen. Und wenn ich kam, waren alle Statuen mit grauen Tüchern verhängt. Er aber war bleich und übernachtigt, die Augen in dunklen Höhlen."

"Und warum stellen Sie dem Herrn Feltrinelli nach solcher Nacht die Blumen auf den Morgentisch?" (Fortsetzung folgt)